

Tugenden

Im Licht der Bibel gesehen

Geistliche Tugenden

Um geistliche Tugenden geht es in diesen Ausführungen. Professor Dr. Walter Saft (Bad Kissingen) beschreibt darin Eigenschaften aus dem Geist der Bibel, von A wie Aufbruch bis Z wie Zuversicht. Der engagierte Referent und Seelsorger nimmt bei den einzelnen Tugenden auch Fragen auf, die ihm in Gesprächsrunden nach seinen Vorträgen sowie in der Seelsorge immer wieder begegnen.

Aufbruch

Von Aufbruch ist in der Bibel nicht direkt die Rede, aber sie ist voll von Situationen und Bildern des Aufbruchs. Mit Aufbruch tun sich die meisten Menschen schwer. Sie haben ein tiefes Bedürfnis dort zu bleiben, wo sie sich niedergelassen und eingerichtet haben. Aufbruch bedeutet ja Abbruch des Bekannten und Vertrauten und Hineingehen in das Unbekannte. Das Unbekannte aber löst das

Gefühl von Unsicherheit und Angst aus. Daraus erwächst die Scheu, die bekannte Gegenwart zu verlassen und sich der unbekannteren Zukunft auszuliefern.

Besonders ausgeprägt ist die Angst vor der Zukunft beim sich selbst genügenden Menschen. Er möchte immer jung, fit und potent bleiben. Darum wehrt er sich mit allen Mitteln gegen das Älter- und Altwerden. Seine Scheu vor dem Aufbruch zeigt sich darin, dass er immer wieder ruft: „So schön wie heute, so müsst es bleiben, so müsst es bleiben für alle Zeit.“

So bleibt es aber nicht. Mit seiner Scheu vor dem Aufbruch kann er den Aufbruch nicht aufhalten. Das Leben geht unaufhaltsam weiter. Mit seinem Widerstand gegen die Aufbrüche gerät er in Widerspruch zum Leben, dem ja die Aufbrüche eingestiftet sind. Das Leben kann er nur erfahren, wenn er immer wieder bereit ist, sich auf den Weg zu machen. Paradoxe Weise kann derjenige, der die Gegenwart festhalten will, nicht gegenwärtig sein. Er ist der Gegenwart immer schon einen Schritt voraus. Wenn er in den Zug einsteigt, ist er mit seinen Gedanken schon am Ziel. Wenn er mit einem spricht, sind seine Gedanken schon beim nächsten. Auf diese Weise lebt er an seinem Leben vorbei, das ja aus lauter gelebten Augenblicken besteht.

Wer die notwendigen Aufbrüche im Leben verweigert, kann sich dem letzten Aufbruch (dem Tod) nicht stellen. So kommt es zu der paradoxen Situation: Menschen, die nur das gelten lassen wollen, was sie sehen und begreifen können, flüchten sich angesichts ihres Sterbens in Lüge und Illusion. Viele dieser so genannten Realisten sterben in der Illusion, dass es schon bald wieder gut wird. Sie sind nicht in der Lage, mit ihren Angehörigen über ihren Tod zu sprechen.

Zuversicht

Unheilspropheten hat es zu allen Zeiten gegeben. Früher waren es vor allem Apokalyptiker, die grausige Szenarien über das Weltende entwickelten. Neben wenigen echten Apokalyptikern, die wie der Seher Johannes von Gottes Geist inspiriert waren, gibt es zahlreiche, die in den Weltuntergangsbildern ihre eigene Phantasie spielen lassen. Die Autoren solcher Untergangsszenen sind häufig Menschen, die in ihrem Leben gescheitert sind und ihr Scheitern auf die Welt übertragen.

Zu den Weltuntergangspropheten aus dem Raum der Apokalyptik kommen in unserer Zeit Naturwissenschaftler, die die negativen Teilerkenntnisse in ihrem Fachbereich auf das Ganze ausweiten und so zu dem Ergebnis kommen, dass die Menschen durch ihre unverantwortlichen Eingriffe in die Natur zuerst die Pflanzen und Tiere und zuletzt sich selbst zerstören.

Naturwissenschaftler sagten im vorigen Jahrhundert, beflügelt vom technischen Fortschritt, eine paradiesische Zukunft voraus. Heute dagegen sehen sie, beeindruckt von den angerichteten Zerstörungen, ein katastrophales Ende voraus.

Wir Christen können solchen Unheils Prophezeiungen gelassen begegnen, weil wir der Überzeugung sind, dass die Menschen keine letzte Macht über diese Welt haben, sondern Gott alles lenkt und leitet. Unsere Zuversicht ist darauf gegründet, dass die Geschicke der Menschen und der Welt in Gottes Hand liegen. In diesem Sinn bekennt der Beter des 46. Psalms: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke“ (Vers 2). Ein schönes Zeugnis christlicher Zuversicht ist ein Naturwissenschaftler gegeben, der am Ende eines Vortrags über die Gefährdung der Welt sagte: „Wenn ich nicht glauben würde, dass die Erhaltungskräfte Gottes größer sind als die Zerstörungskräfte der Menschen, würde ich der Menschheit keine Chance mehr geben. Sie ist auf dem Weg, sich selbst zu vernichten. Weil ich aber an den Rettungswillen Gottes glaube, kann ich der Zukunft zuversichtlich entgegensehen.“

Während wir Christen früher vor einem blinden Optimismus warnen mussten, müssen wir heute einem blinden Pessimismus entgegentreten. Im Hebräerbrief steht: „Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“ (11, 1).

Güte

Güte ist eine der wesentlichsten Eigenschaften Gottes. Die Psalmen sind voll davon, die Güte des Herrn zu preisen. Einige Beispiele mögen das belegen: „Die Wege des Herrn sind lauter Güte und Wahrheit“ (Psalm 25, 10); „Die Erde ist voll der Güte des Herrn“ (33, 5); „Herr, deine Güte reicht so weit der Himmel ist“ (Psalm 36, 6); „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte“ (Psalm 103, 8). Und in den Klageliedern Jeremias finden wir: „Die Güte des Herrn ist's, dass wir nicht gar aus sind“ (Klagelieder 3, 22).

Wie die Psalmbeter sollen wir die Güte des Herrn preisen, aber wir sollen sie auch aufnehmen und an unsere Mitmenschen weitergeben. Durch nichts wird das menschliche Zusammenleben so gefördert wie durch Güte. Menschen, die Güte ausstrahlen, sind für ihre Mitmenschen eine Hilfe. In ihrer Nähe können sie aufatmen.

Menschen, die Güte erfahren haben, können auch anderen mit Güte begegnen. Die erfahrene Güte ruft in ihnen Güte hervor. Ein Mönchswort sagt: „Ein böses Wort macht auch die Guten böse, ein gutes Wort macht auch die Bösen gut.“ In der Atmosphäre der Güte können sich Menschen öffnen und Dinge sagen, die sie sonst nicht über die Lippen brächten, in feindseliger Atmosphäre dagegen verschließen sie sich. Von daher erklärt es sich auch, dass Angstmacherei die Beichte verhindert, Güte sie aber fördert. Der Apostel Paulus stellt die tief sinnige Frage: „Weißt du nicht, dass dich die Güte Gottes zur Buße leitet?“ (Römer 2, 4).

Auch Erziehung wird durch gütige Zuwendung mehr gefördert als durch abweisende Zurechtweisung. Durch guten Zuspruch werden die guten Anlagen im Heranwachsenden hervorgehoben und zur Entfaltung gebracht, durch strenge Vermahnung werden nur schädliche Nebentriebe gestutzt. Der Zuspruch muss Vorrang vor der Vermahnung haben, denn ehe man stutzt, sollte man wachsen lassen. Auf Güte werden die Heranwachsenden mit Güte reagieren. Das gilt auch in der Erziehung. „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es aus ihm zurück.“

Geduld

Wie ungeduldig wir sind, wird uns bewusst, wenn wir uns beim Stehen in einer Warteschlange beobachten. Schon nach kurzer Zeit geraten wir in Wallung. Auch wenn wir uns nach außen hin ruhig verhalten, spüren wir die Unruhe im Inneren. Es gibt kaum einen, der sich nicht eingestehen müsste, dass er ungeduldig ist. Und dabei hätten wir Geduld sehr nötig.

Nach dem Galaterbrief gehört Geduld zu den Früchten des Heiligen Geistes. Dort heißt es: „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld“ (Galater 5, 22). Der Apostel Paulus legt uns nahe, mit Geduld nach dem Reich Gottes zu trachten. Dieses Reich lässt sich offensichtlich nicht im Sturm erobern, sondern will mit Geduld erwartet sein. Der Verfasser des Hebräerbriefes rät uns: „Lasst uns laufen mit Geduld in den Kampf, der uns bestimmt ist“ (Hebräer 12, 1).

Doch Geduld brauchen wir nicht nur in unserer Beziehung zu Gott, sondern auch in zwischenmenschlichen Beziehungen. Viele Konflikte lassen sich nur mit Geduld lösen, viele

Spannungen lassen sich nur mit Geduld abbauen. Schlimm ist es, wenn einer im Gespräch nicht die nötige Geduld aufbringt. Wer ungeduldig zuhört, nimmt gar nicht wahr, was der andere meint und was in ihm vorgeht. Er hört am anderen vorbei. Seelsorge kann nur dort gelingen, wo der eine geduldig auf den anderen eingeht. Ungeduld lässt hilfreiche Gespräche nicht aufkommen.

Im Griechischen heißt das Wort für Geduld „Hypomone“, das bedeutet Darunterbleiben, standhaftes Ausharren. Im Glauben werden Ausharren, Standfestigkeit und Durchhaltevermögen gebraucht. Wo bliebe der Glaube, wenn er vor jeder Belastung zurückwiche. Wer im Glauben bleiben will, muss Geduld im Sinne von beharrlicher Widerstandskraft aufbringen. „Wachet, steht im Glauben, seid mutig und seid stark!“, mahnt uns der Apostel Paulus (1. Korinther 16, 13). Die Bibel versteht unter Geduld nicht passives, oder gar apathisches Erleiden, sondern aktives, entschlossenes Aushalten und Durchhalten. Da es an solcher Geduld oft fehlt und da wir sie uns nicht selbst geben können, sollten wir den Heiligen Geist bitten, dass er sie uns schenkt.

Barmherzigkeit

An vielen Stellen der Bibel wird auf die Barmherzigkeit Gottes hingewiesen. „Barmherzig und gnädig ist der Herr“, bekennt der Beter des 103. Psalms. „Der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer“, heißt es im fünften Kapitel des Jakobusbriefes. Die eindrücklichste Aussage über die Barmherzigkeit Gottes macht Jesus selbst, der uns im Gleichnis vom verlorenen Sohn den barmherzigen Vater vor Augen stellt. Dieser verstößt den heimkehrenden Sohn nicht, wie er es verdient hätte und wie es der Gerechtigkeitssinn verlangt, sondern geht ihm entgegen und feiert ein Fest mit ihm.

Viele Menschen haben ein sentimentales Mitgefühl, es rührt sie an, wenn sie andere Menschen leiden sehen. Aber wenn es um die Durchsetzung ihrer eigenen Interessen geht, sind sie unbarmherzig und rücksichtslos gegen die anderen. Wie unbarmherzig Menschen sein können, zeigt sich in Erscheinungen wie dem Mobbing und dem rücksichtslosen Existenzkampf.

Um dauerhaft barmherzig sein zu können, sind wir Menschen auf die Hilfe Gottes angewiesen. Die Quelle der Barmherzigkeit liegt nicht in uns sondern in Gott. Weil er um den Grund der Barmherzigkeit weiß, verbindet der Evangelist Lukas seine Forderung: „Seid barmherzig“ mit dem Hinweis: „wie auch euer Vater barmherzig ist.“ (Lukas 6, 36)

Wenn wir von barmherzigem Verhalten hören, denken wir an Menschen, die ein Herz für die Armen, für die Kranken und Leidenden, für die Einsamen und Verwaisten haben. Es kommt uns nicht in den Sinn, dass die Barmherzigkeit bei uns selbst beginnen müsste. Und doch ist es so. Viele Menschen gehen sehr unbarmherzig mit sich selbst um. Sie verurteilen sich bei jeder Kleinigkeit, sie beschimpfen sich, wenn ihnen etwas nicht gelingt. Sie haben einen unbarmherzigen Richter in sich (die Psychologen nennen ihn Über-Ich), der jedes Versagen verurteilt und hart bestraft. Es bleibt nicht ohne Folgen, unter der Macht eines solchen Richters zu stehen. Wer mit sich selbst nicht barmherzig sein kann, kann auch mit anderen nicht barmherzig sein. Seine Barmherzigkeit ist egoistisch. Sie geschieht nämlich nicht um der anderen willen, sondern wird geübt, um übermäßigen Dank zu empfangen.

Achtung

Es ist alles andere als selbstverständlich, dass Gott uns Menschen achtet. Er tut das gewiss nicht, weil wir so achtenswert sind, sondern weil er uns liebt. Hiob, der sich in seiner Hinfälligkeit kennt, fragt darum erstaunt: „Was ist der Mensch, dass du ihn groß achtest und dich um ihn bekümmerst?“ (Hiob 7, 17). Im Propheten Jesaja lesen wir: „Ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen..., weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich liebe“ (Jesaja 43, 1 und 4).

Gott, unser Schöpfer achtet uns, darum können wir auch unsere Mitmenschen achten. Der Grund für die Achtung, die wir anderen gewähren, liegt nicht in uns, sondern in Gott. Weil er uns zu seinen Ebenbildern gemacht hat, sind wir uns gegenseitig Achtung schuldig.

Die Achtung Gottes gegenüber den Menschen bringt am deutlichsten Jesus zum Ausdruck. Er hat die Menschen geachtet, er hat sie angesehen und ihnen dadurch Ansehen verschafft.

Achtung hat im zwischenmenschlichen Leben große Bedeutung. Achtung richtet auf, Verachtung drückt nieder. In der Nähe eines Menschen, der uns achtet, leben wir auf, durch einen Menschen, der uns übersieht, fühlen wir uns bedrückt.

Es würden längst nicht so viele Ehen geschieden, wenn sich Mann und Frau immer die nötige Achtung entgegenbrächten. Die Entfremdung fängt ja gewöhnlich damit an, dass die Partner ohne Achtung (das heißt ohne aufeinander zu achten) aneinander vorbeileben. Wo einer den anderen wie eine Sache behandelt und ihm die Achtung versagt, erstirbt die Liebe.

In der Politik würde ein ganz anderes Klima herrschen, wenn sich Politiker immer mit Achtung begegneten. Sehr oft aber geschieht es, dass sich Politiker gegenseitig heruntermachen, weil sie es an der gebotenen Achtung voreinander fehlen lassen.

Achtung hat mit Aufmerksamkeit zu tun. Wir achten den anderen, wenn wir ihn ernstnehmen und gelten lassen, wenn wir ihm zuhören und uns für ihn interessieren. Wie wir selber die Achtung der anderen brauchen, sollten wir sie auch den anderen gewähren.

Bewahren

Zum Glauben gehört das Bewahren. Jesus sagt: „Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren“ (Lukas 11, 28). Bewahren des göttlichen Wortes bedeutet: aufmerksam mit ihm umgehen und es tief in sich aufnehmen, um es in der Hektik des Alltags nicht zu verlieren. Die Mahnung zum Bewahren haben wir Menschen besonders nötig, weil die Fähigkeit zum Bewahren in erschreckender Weise abgenommen hat. In unserer schnelllebigen Zeit werden wir von so vielen Informationen und Nachrichten überflutet, dass eine die andere verdrängt. Die Folge davon ist, dass viele Menschen gar nichts mehr richtig wahrnehmen. Alles, was ihnen begegnet, rauscht wie eine flüchtige Bilderflut an ihnen vorbei und dringt nicht in sie ein. Menschen aber, die nichts mehr wahrnehmen, können auch nichts mehr bewahren. Weil sie nichts aufnehmen, auf das sie zurückgreifen könnten, haben sie das Gefühl innerer Leere. Nicht wenige Menschen leiden darunter, innerlich leer und ausgehöhlt zu sein.

Wie wichtig das Bewahren ist, haben deutsche Kriegsgefangene in sowjetischen Gefangenenlagern erfahren müssen. Nachdem ihnen alle Bücher und Aufzeichnungen weggenommen waren, hatten sie nichts mehr, worauf sie sich hätten besinnen können. Ohne das im Gedächtnis Bewahrte hätten sie keine seelische Nahrung mehr gehabt und keine Gottesdienste mehr feiern können.

Bewahren geschieht dadurch, dass wir wichtige Worte und Eindrücke in uns aufnehmen und in unserem Herzen bewegen, wie es von Maria gesagt wird: „Maria aber behielt all diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“ (Lukas 2, 19). Dieser Vorgang wird Meditation (das heißt Weg in die Mitte) genannt. In der Meditation beschränken wir uns auf Weniges, wenden uns diesem aber so intensiv zu, dass es wie ein kostbarer Schatz in uns aufbewahrt wird. Der Verzicht auf die Fülle der Erlebnisse ist für uns kein Verlust, sondern Gewinn, denn nur was wir meditativ aufnehmen, wird uns innerlich zu eigen.

Wer nicht bewahren kann, braucht immer neue Erlebnisse, um seinen Erlebnishunger zu stillen. Unersättlich stopft er Neues in sich hinein, ohne jemals satt zu werden. Er leidet an seelischer Unterernährung. Aus dem Gefühl des Mangels kommt er nicht heraus.

Hoffnung

Optimisten sind Menschen, die mit Hoffnung in die Zukunft blicken. Man kann nur jeden beglückwünschen, der eine optimistische Grundhaltung hat. Er geht die Aufgaben und Probleme leichter an als einer, der alles pessimistisch sieht und zweifelnd hinterfragt. Doch auch dem Optimisten bleiben Enttäuschungen und Misserfolge nicht erspart. Wenn er nur irdische Ziele verfolgt, kann er in die Lage kommen, dass seine Hoffnung unter dem Druck der Erfahrungen in Resignation umschlägt. Hoffnung, die durchhalten soll, muss mehr sein als eine bloß menschliche Eigenschaft. Hoffnung, die nur in uns selbst gründet, kann auf Dauer den Belastungen, die aus der Erfahrungswelt kommen, nicht standhalten.

Hoffnung, die durch nichts erschüttert wird, ist allein die Hoffnung, die uns Gott schenkt. Sie ist der Widerschein der göttlichen Verheißungen in unseren Herzen. Weil sie über das Sichtbare hinausgreift, führt sie beim Nichterreichen selbst gesteckter Ziele nicht zu Verzweiflung, sondern zu Geduld. Der Apostel Paulus schreibt im Brief an die Römer: „Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf mit Geduld“ (Römer 8, 24-25). Die Hoffnung auf das Unsichtbare ist keine Vertröstung auf das Jenseits, wie sie Christen oft vorgeworfen wird. Die

Hoffnung auf das Kommen des Reiches Gottes, in dem es keine Ungerechtigkeit mehr gibt, hindert Christen nicht daran, für gerechtere Verhältnisse in dieser Welt zu kämpfen. Im Gegenteil: Die Hoffnung motiviert und befähigt sie, an einer besseren Zukunft auch dann weiterzuarbeiten, wenn ihre Pläne vorerst gescheitert sind. Die Hoffnung auf das jenseitige Reich Gottes entlastet sie von allem krankhaften Bemühen, die heile, endgültig gerechte Welt auf dieser Erde schaffen zu wollen. Im Blick auf das Reich Gottes wissen Christen, dass sie nur gerechtere Verhältnisse herbeiführen, aber niemals vollendete Gerechtigkeit erreichen können. Hoffnung, die sich auf das Reich Gottes richtet, macht nicht tatenlos, wie häufig behauptet wird. Sie lähmt nicht, sondern beflügelt das Tun. Christen rühmen sich „der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird“ (Römer 5, 2).

Gelassenheit

Die meisten Menschen reagieren hektisch, wenn ihnen etwas Unvorhergesehenes widerfährt. Sie haben sich so sehr an das scheinbar Unveränderliche geklammert, dass sie jede Veränderung aus der Bahn wirft. Wer sein ganzes Vertrauen auf einen Menschen setzt, für den bedeutet es eine Katastrophe, wenn ihm dieser genommen wird. Oder wer sich ganz auf seinen Besitz verlässt, dem wird der Boden unter den Füßen weggezogen, wenn dieser dahinschrumpft. Die Ursache aller Hektik und Panik ist die allzu große Nähe zu den vergänglichen Dingen. Wer an etwas Irdischem hängt, der wird abhängig, Abhängigkeit aber macht unfrei und widerspricht der menschlichen Würde.

Gelassenheit hat etwas mit Loslassen zu tun. Wer loslassen kann, gewinnt den nötigen Abstand zu Dingen und Menschen, die ihn in Besitz nehmen und vereinnahmen wollen. Im Abstand wird er unabhängig von dem, was andere von ihm denken und wollen. Diese Unabhängigkeit aber ist der Grund der inneren Freiheit. Nur wer unabhängig ist von Menschen, kann gelassen auf persönliche Unheilsmeldungen und aufgeregte Medienberichte reagieren. Solange wir abhängig sind von der Anerkennung und Zuwendung von Menschen, kommen wir nicht zu uns selbst. In solcher Lage steuert uns nicht unser Gewissen, also ein Ruf, der von innen kommt, sondern die Meinung der anderen, also Stimmen, die von außen auf uns eindringen. Als Außengesteuerte werden wir vom wechselnden Wind der Meinungen hin- und hergerissen, nur als Innengesteuerte können wir den für uns bestimmten Weg gehen.

Gelassen sind Menschen, die ihr Ich losgelassen haben, die sich nicht an sich selbst festhalten, sondern ihren Halt in Gott suchen. Je mehr sie sich in Gott gründen und je weniger sie ihr Herz an Geschaffenes hängen, desto freier werden sie von den Ängsten und Sorgen, die die Menschen im allgemeinen umtreiben. Als innerlich Freie haben sie den notwendigen Abstand von den Ereignissen, die von außen auf sie einstürmen, und können gelassen (das heißt ohne Hektik und Panik) auf sie reagieren. Gelassenheit als Haltung innerer Freiheit ist nicht von selbst zu gewinnen, sie ist eine Frucht des Glaubens.

Mut

Das Wort Lebensmut weist uns Menschen darauf hin, dass die Bewältigung des Lebens Mut erfordert. Immer wieder stellt es uns vor Entscheidungen, die getroffen werden müssen. Zum Treffen einer Entscheidung aber gehört Mut. Da viele unserer Zeitgenossen diesen Mut nicht aufbringen, werden sie entscheidungsschwach. In dieser Entscheidungsschwäche schieben sie fällige Entscheidungen vor sich her und blockieren dadurch ihr Leben. Weil sie sich zum Beispiel nicht für einen Partner entscheiden können und eine lebenslange Bindung scheuen, vertagen sie ihre Heirat von einem Jahr zum anderen. Ein wichtiger Grund für nicht vollzogene Eheschließungen liegt oft in der Entscheidungsschwäche der Beteiligten.

Es gehört viel Mut dazu, seinen eigenen Weg zu gehen und sich nicht einfach an die Wege der anderen anzupassen. Viel mehr als uns bewusst ist und wir uns einzugestehen wagen, sind wir von Zeitströmungen bestimmt. Medienmacher reden uns ein, was wir zu denken haben, Modemacher schreiben uns vor, was wir zu tragen haben. Wer wagt es schon, seine Auffassung der allgemeinen Meinung entgegenzustellen? Das sind immer nur wenige. Oder wer hat schon den Mut, den allgemeinen Modetrend nicht mitzumachen? Das sind immer nur Ausnahmen, die von den anderen als altmodisch belächelt werden.

Es verlangt auch viel Mut, nicht mit den Wölfen zu heulen. Wer es schon einmal versucht hat, beim

Mobbing nicht mitzumachen, weiß, wieviel seelische Kraft das Ausscheren verlangt. Er muss es ertragen, dass die anderen über ihn herfallen und ihn als Quertreiber betrachten. Oder wer es schon einmal gewagt hat, den Klatsch über andere zu unterbrechen und Gutes über den Verleumdeten zu sagen, hat erfahren, was er sich damit auflädt.

Mut verlangt Durchsetzungskraft und Opferbereitschaft, aber nicht leichtfertigen Einsatz des Lebens. Das unterscheidet Mut von Tollkühnheit. Mut geht bis an die Grenze des Verantwortbaren (etwa beim Erklettern eines Berges). Der Kletterer kehrt bei zu erkennender Gefahr um, Tollkühnheit überschreitet diese Grenze. Ihr geht es letzten Endes nicht um die Erreichung eines Zieles, sondern um den Nervenkitzel (den so genannten Kick).

Offenheit

Das Urbild des offenen Menschen ist Jesus Christus. Er hat uns Menschen in seinem Leben gezeigt, was Offenheit bedeutet. Er blieb denen gegenüber offen, die ihm die Tür zuschlugen. Als die Jünger in ein Dorf der Samariter gingen, um für ihren Herrn Quartier zu machen und abgewiesen wurden, hatten sie nur einen Wunsch, die unfreundlichen Samariter zu vernichten. Sie sprachen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, dass Feuer vom Himmel falle und sie verzehre“ (Lukas 9, 54). Jesus aber wies sie zurecht. Er blieb auch denen gegenüber offen, die ihn enttäuschten. Als Petrus ihn dreimal verleugnet hatte, obwohl er vorher vollmundig gesagt hatte: „Und wenn ich mit dir sterben müsste, will ich dich nicht verleugnen“ (Matthäus 26, 35) und zusammengebrochen war, ließ er ihn nicht am Boden liegen, sondern hob ihn auf. Ja, er blieb sogar denen gegenüber offen, die ihn in der Qual am Kreuz verspotteten und verhöhnten.

Statt sie zu verfluchen, wie es ja nahegelegen hätte, sprach er: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lukas 23, 34). Seine Offenheit war grenzenlos. Sie ließ sich durch nichts irritieren - weder durch Verschlussenheit noch durch Enttäuschung noch durch Verspottung. Natürlich können wir Jesu Offenheit nicht erreichen. Aber wir können versuchen, ihr nahezukommen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn wir nicht vor jeder verschlossenen Tür zurückschreckten. Wir wären schon ein ganzes Stück weitergekommen, wenn wir uns nicht bei jeder Enttäuschung beleidigt abwenden würden, und wir hätten schon eine gewisse seelische Reife erlangt, wenn wir nicht jede Kränkung mit Rachege Gedanken beantworten würden.

In der Nachfolge Jesu können wir auch offen gegen uns selbst sein. Von ihm gehalten, können wir die Wände wegnehmen, die wir vor unseren inneren Abgründen aufgebaut haben, weil wir dann nicht mehr befürchten müssten, in sie hineingerissen zu werden. Als von Jesus Erkannte können wir die Masken abnehmen, hinter denen wir uns oft verstecken und unseren Mitmenschen offen stellen. In Jesu Nachfolge gibt es mehr Offenheit als sonst wo in der Welt.

Heiterkeit

Viele Christen sind eher ernst als heiter. Meist kommen sie mit ernsten Mienen daher, ein heiteres Lächeln ist bei ihnen nur selten zu finden. Das kommt daher, dass sie den Ernst höher schätzen als die Heiterkeit. Im Ernst sehen sie eine Haltung, die den Dingen auf den Grund geht, Heiterkeit betrachten sie als oberflächliches Hinweggehen über die Dinge. Nach ihrer Sicht kann nur ein ernstes Hinhören den Forderungen der Heiligen Schrift gerecht werden, ein heiterer Umgang mit ihren Verheißungen scheint ihnen verwerflich. Beim richtigen Schriftverständnis ist es jedoch genau umgekehrt: Vom Gesetz geht Ernst, vom Evangelium geht Heiterkeit aus. Das Gesetz hat etwas Verpflichtendes, das Evangelium etwas Befreiendes.

Heiterkeit darf natürlich nicht mit Oberflächlichkeit gleichgesetzt werden. Der Heitere lässt das Gnadenlicht der göttlichen Liebe bis auf den Grund seiner Seele fallen. Dadurch werden alle Stellen (auch die dunklen Ecken) erhellt. Im Licht der Gnade gewinnt er das Vertrauen, dass er - wie er ist - bedingungslos angenommen ist. Auch seine Schwächen und sein Versagen weiß er in Gottes Gnade geborgen. Dieses Vertrauen strahlt er als Heiterkeit aus. Es ist ein Strahlen, das von innen kommt, und zwar als Widerschein des alles erhellenden Gnadenlichtes. Wie der Heitere erlebt, dass dieses Licht alles Dunkle in ihm überwindet, so vertraut er darauf, dass es sich auch bei anderen und in der Welt durchsetzt.

Heitere Menschen wirken erheiternd. Sie richten die anderen auf, statt sie niederzudrücken. Auch wenn sie ihre Augen nicht vor der Wirklichkeit verschließen, jammern sie nicht über die Zustände in dieser Welt. Eine Weltuntergangsstimmung kann bei ihnen nicht aufkommen. Ihre Heiterkeit

steckt an und lässt auch andere die Welt im freundlichen Licht der Gnade Gottes sehen. Ernste Menschen dagegen neigen dazu, alles durch ihre dunkle Brille zu betrachten. Sie entdecken überall nur das Belastende, und die Belastung, an der sie selber schwer tragen, geben sie an ihre Umwelt weiter. Darum herrscht in ihrem Wirkungskreis oft eine bedrückte Stimmung. Christen sind erlöst und heiter, weil sie einen Erlöser haben.

Geschwisterlichkeit

Das öffentliche Leben kommt ohne Rangordnung nicht aus. Das Gemeinschaftsleben würde nicht funktionieren, wenn es in ihm nicht klare Verantwortungsbereiche gäbe. Insofern sind in ihm Strukturen unvermeidbar, in denen es Vorgesetzte und Untergebene gibt. Auch gewählte Vertreter einer Gesellschaft müssen mit einer bestimmten Macht ausgestattet sein. Bei völliger Gleichstellung aller wäre ein Zusammenleben nicht möglich. Das gilt auch für die Kirche, so weit sie Institution ist. Auch in ihr muss es klar geregelte Zuständigkeiten geben.

Anders ist es in der Gemeinde Jesu Christi, wenn sie sich als Leib Christi versteht. Nach Gottes Willen sind wir alle Kinder Gottes und insofern Geschwister. „Seht, welche Liebe hat uns der Vater erwiesen, dass wir Gottes Kinder heißen sollen - und wir sind es auch“ (1. Johannes 3, 1). Unter Geschwistern aber, die ja alle gleichberechtigt sind, soll es keine Rangordnung geben. Darum weist Jesus den Rangstreit seiner Jünger zurück (Markus 10, 35-35, 45) und verbietet ihnen, dass sie sich Rabbi nennen: „Denn einer ist euer Meister; ihr aber seid alle Brüder“ (Matthäus 23, 8).

Die Geschwisterlichkeit, die alle auf gleicher Ebene miteinander verbindet, ist die Vorgabe Gottes. Sie ist die Norm, nach der sich das Gemeindeleben gestalten soll. Leider wird diese Norm in der Wirklichkeit nur selten erreicht. Störfaktoren, die das geschwisterliche Zusammenleben hindern, sind die gegenseitigen Projektionen. Da wir Menschen in der Regel unsere Fehler und Schwächen nicht erkennen, übertragen wir sie auf unsere Geschwister. Wenn wir uns zum Beispiel für total friedfertig halten und uns nicht einzugestehen wagen, dass Aggressionen auch in uns stecken, projizieren wir diese auf die anderen und stellen uns so über sie. Auf diese Weise schaffen wir durch unsere Projektionen eine Rangordnung, die es unter Geschwistern eigentlich nicht geben sollte. Wenn wir den Projektionen entgehen wollen, müssen wir uns unseren eigenen Abgründen stellen und aufhören, unsere Fehler und Mängel bei anderen statt bei uns selbst zu suchen.

Die Geschwisterlichkeit in der Gemeinde zu verwirklichen ist eine ständige Herausforderung und Aufgabe.

Langsamkeit

Viele Menschen unserer Zeit hasten durch's Leben. Sie sind immer in Eile. Da Zeit für sie Geld ist, versuchen sie aus ihr herauszuholen, was nur herauszuholen ist. Das treibt sie dazu, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu erledigen. In der so entstehenden Hektik leben sie an ihrem Leben vorbei. Sie finden keine Zeit mehr, an einem Ort zu verweilen oder sich einer Sache oder einem Menschen hinzugeben. Das aber führt dazu, dass nichts mehr in sie eindringen und zum Erlebnis werden kann. So gehen sie erlebnislos durch ihre Tage. Alles, was sie tun, ist geplant und zielgerichtet, wodurch alles zufällig Begegnende und Spontane ausgeschlossen bleibt. Ihre straffe Planung nehmen sie auch in den Urlaub mit. Weil sie auch hier in möglichst kurzer Zeit möglichst viel unternehmen wollen, erleben sie am Ende gar nichts.

Angesichts dieser Entwicklung ist es an der Zeit, ein Loblied auf die Langsamkeit anzustimmen. Langsamkeit ist nämlich der Schlüssel zum wirklichen Erleben. Wenn wir langsam und bedächtig durch einen Wald gehen, dann tun sich uns seine Geheimnisse auf. Dann sehen wir vielleicht den Hasen oder das Reh über den Weg laufen oder das Eichhörnchen von Ast zu Ast springen. Wenn wir dagegen hindurchhasten, bleibt uns alles verschlossen. In einem Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe heißt es: „Ich ging im Walde so für mich hin und nichts zu suchen, das war mein Sinn.“ In diesem Vers beschreibt der Dichter den Zustand des absichtslosen Verweilens, in dem der Mensch ganz in der Gegenwart ist und auf sich wirken lässt, was ihm gerade begegnet. Solche Zustände sind die Augenblicke des eigentlichen Erlebens. Da wir allzu zielgerichtet leben, stellen sich Momente des absichtslosen Daseins nicht mehr von selbst ein. Darum müssen wir sorgsam darauf achten, dass wir uns wenigstens von Zeit zu Zeit ein absichtsloses Zusammensein mit Menschen oder ein absichtsloses Verweilen in der Natur gönnen. Das könnte im Urlaub

beginnen.

Auch im Umgang mit der Bibel brauchen wir Zeit zum absichtslosen Verweilen. Denn auch die Heilige Schrift schließt sich nicht im zielgerichteten Suchen in ihr auf, sondern im absichtslosen Hinhören auf sie.

Harmonie

Viele Menschen haben ein großes Bedürfnis nach Harmonie. Sie können Meinungsverschiedenheiten nicht aushalten und können es nicht ertragen, wenn gestritten wird. Ihr übergroßes Harmoniebedürfnis ist darin begründet, dass sie in sich selbst keine Harmonie gefunden haben. Unversöhnte Gefühle und Gedanken streiten in ihrem Inneren gegeneinander. Was sie nun in ihrem Inneren nicht erreicht haben, versuchen sie außen (das heißt in ihrer Umwelt) zu verwirklichen. Bei ihrem Bemühen, in ihrem Umfeld Harmonie zu schaffen, setzen sie jedes Mittel ein, selbst vor moralischem Druck schrecken sie dabei nicht zurück. So appellieren sie etwa an die Streitenden, dass sie sich doch vertragen müssten, weil sie sich als Christen doch alle lieb haben müssten. Was sie auf diese Weise erreichen ist eine Scheinharmonie, die nicht weiterbringt, weil sie alle Meinungsverschiedenheiten verdrängt. In ihr werden Konflikte nicht ausgetragen, sondern ins Unbewusste verschoben. Dort schwelen sie unterschwellig weiter und verhindern einen offenen Umgang miteinander.

Die Harmonie draußen muss mit der Harmonie im Inneren beginnen. Wer Harmonie in seinem Umfeld schaffen will, muss damit anfangen, die Gegensätze in sich zu ordnen und zusammenzufügen. Nur wer in Harmonie mit sich selbst ist, kann Harmonie um sich herum verbreiten.

In einer wirklichen Harmonie werden Konflikte nicht unterdrückt, sondern ausgetragen. In ihr darf jeder seine Meinung vertreten, ohne befürchten zu müssen, deswegen ausgelacht oder abgewertet zu werden. Harmonie zielt nicht darauf ab, dass alle zur selben Meinung gebracht werden. Es geht vielmehr darum, dass Menschen mit verschiedenen und sogar kontroversen Meinungen und Standpunkten in Offenheit zusammenleben können. Das Ziel ist nicht Gleichmacherei, sondern Versöhnung der Verschiedenheiten.

Harmonische Menschen schaffen um sich herum eine Atmosphäre, in der sich Menschen frei entfalten können und mit ihren Eigenheiten aufgehoben fühlen. Harmonie lässt Unterschiede zu, Scheinharmonie verdrängt sie.

Humor

Humor ist eine Gabe Gottes. Diese Aussage klingt befremdlich in unseren Ohren. Wir Menschen bezeichnen oft Glaube, Liebe, Hoffnung als Gaben Gottes, aber an Humor denken wir in diesem Zusammenhang nicht. Bei den Gaben des Heiligen Geistes wird Humor auch nicht genannt. Und doch ist Humor eine Frucht des Glaubens. Er kann sich nämlich nur dort entwickeln, wo Menschen davon überzeugt sind, dass sie von Gott bedingungslos angenommen werden. Als von Gott Angenommene können sie über sich selber lachen. Sie können die Unvollkommenheit an sich selbst und an anderen erkennen, ohne darüber zynisch zu werden oder gar in Verzweiflung zu geraten.

Humorvolle Menschen gewinnen Abstand von den sie unmittelbar bedrängenden Problemen und stehen sogewissermaßen über den Dingen. Von daher haben sie die Fähigkeit, den Schwierigkeiten und Widrigkeiten des Lebens gelassen und heiter zu begegnen.

Von Menschen mit Humor geht eine entspannende und befreiende Wirkung aus. Nicht selten kann man beobachten, wie eine verkrampfte Situation durch eine humorvolle Bemerkung entkrampft wird. Wer hat es nicht schon erlebt, dass Menschen, die in einem Ausschuss saßen und sich in ein Problem verbissen hatten, durch das humorvolle Lachen eines Teilnehmers aus ihrer Verbissenheit befreit wurden und dadurch eine Lösungsmöglichkeit fanden?

Das Gegenteil von menschlichem Humor ist tierischer Ernst. Dieser ist leider bei Christen häufiger anzutreffen als der humorvolle Umgang mit sich selbst und seinen Aufgaben. Ernst hat immer den Unterton der Ernsthaftigkeit, während Humor häufig mit dem Etikett der Leichtfertigkeit versehen wird. Diese Etikettierung geschieht völlig zu unrecht. Der Humorvolle weiß, dass er sich nicht selbst erlösen kann und auf Gnade angewiesen ist. Der Ernsthafte ist in Gefahr, sich durch eigene Leistung erlösen zu wollen. Während der Mensch in Humor von sich weg auf Gott sieht und so

Abstand von sich gewinnt, blickt der Mensch in Ernsthaftigkeit nur auf sich selbst und bleibt so in sich selbst gefangen.

Verzicht

Verzicht liegt nicht im Trend unserer Zeit. Die Werbung versucht uns einzureden, dass das Leben um so reicher wird, je uneingeschränkter wir Menschen es genießen. Darum ermuntert sie uns, möglichst viel zu konsumieren und uns möglichst viel zu gönnen. Verzicht erscheint in diesem Licht als lebensfeindlich und als finstere Askese, die das Leben der mittelalterlichen Menschen verdüstert hat. Nun gibt es freilich Menschen, die durch übertriebenes Verzichten ungenießbar werden und auf jedes normale Genießen aggressiv reagieren. Aber Menschen dieser Art haben ein schiefes Verhältnis zum Verzicht. Sie sehen im Verzicht einen Gegenpol zum Genuss. Für sie heißt es: entweder verzichten oder genießen. Im wirklichen Leben aber gehören verzichten und genießen untrennbar zusammen. Es gibt kein Genießen ohne Verzichten. Wer nur genießen will, endet in Überdruß und wer sich nur auf Verzicht einstellt, landet in der Freudlosigkeit. Viele Menschen unserer Zeit sind deswegen genussunfähig geworden, weil sie nicht mehr verzichten können.

Ein russisch-orthodoxer Bischof hat einmal gesagt: „Wir können uns die Freude am Essen nur bewahren, weil wir in der Fastenzeit auf einen Teil der Nahrung verzichten. Wir könnten uns am Osteressen nicht so überschwänglich freuen, wenn wir immer alles hätten.“ In diesem Sinn ist Verzichten nicht lebensfeindlich, sondern lebensfördernd.

Verzicht ist ein Akt der Befreiung. Wer sich ganz der Werbung ausliefert, gerät in einen Kaufzwang und wird unfrei. Einer, der immer alles haben muss, was ihm eingeredet wird, wird abhängig. Immer wieder lauert die Gefahr, zu solchen Abhängigen zu werden, die in ihrem Kaufverhalten nicht mehr von ihren Bedürfnissen, sondern von den ihnen suggerierten Scheinbedürfnissen gesteuert werden. Wenn etwas „in“ ist, dann müssen sie es haben, ganz egal, ob sie es brauchen oder nicht. In solcher Abhängigkeit kommen die Menschen aus der Unzufriedenheit nicht heraus und leben im Gefühl des Mangels, obwohl sie alles haben.

Solidarität

Das Wort Solidarität kommt in der Bibel nicht vor, aber es hat einen zutiefst biblischen Inhalt. Es weist uns Menschen zum einen darauf hin, dass wir als Kinder eines Vaters alle zusammengehören, und führt uns zum anderen vor Augen, dass wir für die Armen und Benachteiligten verantwortlich sind, denen ja die besondere Fürsorge Jesu gegolten hat und gilt.

Die Solidarität (das heißt das Zusammengehörigkeitsgefühl, der Gemeinsinn) ist darin begründet, dass wir alle von dem einen Gott abstammen. Wo Solidarität das Denken bestimmt, kann sich kein Rassismus entwickeln. Rassistische Vorurteile gegenüber fremden Rassen widersprechen der Solidarität, die immer universal ist.

Solidarität als Bereitschaft zum Teilen verwirklicht sich zuerst in der Unterstützung der notleidenden Nächsten, aber sie schließt auch die Hilfe für die armen und unterdrückten Fernsten ein. In einer Welt, die durch technische Mittel (wie durch Funk- und Flugverbindungen) so eng zusammengerückt ist, dürfen die Fernsten nicht übersehen werden.

Zukunftsforscher weisen warnend darauf hin, dass die Menschheit nur überleben kann, wenn sich die Solidarität weltweit durchsetzt. Auf die Dauer kann es nicht gehen, dass die eine Hälfte der Menschen unter Unterernährung und Wassermangel leidet, während die andere Hälfte im Überfluss lebt. Solange der Gruppenegoismus herrscht, wird die Menschheit gespalten und entzweit. Eine entzweite Menschheit aber ist nicht überlebensfähig. Die Zukunft wird erweisen, dass das Wort eines Physikers richtig ist: „Eine Welt oder keine Welt.“

Aber nicht nur in der großen Weltpolitik, sondern auch im kleinen Alltagsleben ist die Solidarität von entscheidender Bedeutung. Wenn Solidarität verweigert wird - etwa in der Form, dass Menschen wegschauen, wenn andere auf der Straße angepöbelt oder geschlagen werden, - kann sich der Ungeist unsolidarischen Verhaltens immer stärker ausbreiten. Es darf nicht passieren, dass Skinheads oder ähnliche Gruppen ihre Aggressionen ungehindert an wehrlosen Menschen austoben dürfen, weil dadurch jedes Vertrauen in die öffentliche Sicherheit zerstört wird.

Freimut

Die zwischenmenschlichen Beziehungen wären sehr entlastet, wenn wir Menschen immer in Freimut sagen würden, was wir denken und fühlen. Leider verhalten wir uns meistens anders. In der Regel sagen wir nicht, was wir denken, sondern was die anderen von uns erwarten. Auf diese Weise ist unser Reden nicht eigen-, sondern fremdgesteuert. An die Stelle des freimütigen tritt das diplomatische Reden. In Ausnahmefällen mag das diplomatische Reden angebracht sein, im allgemeinen aber sollte die freimütige Rede gebraucht werden, die von den Erwartungen und Reaktionen der anderen unabhängig ist. Diplomatie hat nämlich immer mit Verschleierung zu tun. Sie vernebelt eine zwischenmenschliche Situation, statt sie aufzuhellen.

Das Gegenteil von freimütiger Rede ist Klatsch. Weil man nicht den Mut hat, dem anderen frei heraus zu sagen, was er falsch macht und wie er durch sein Verhalten die anderen belastet, redet man hinter seinem Rücken und macht ihn schlecht. Klatsch vergiftet das zwischenmenschliche Klima und schädigt denjenigen, über den geklatscht wird, auf schwerwiegende Weise. Im Klatsch braut sich das zusammen, was wir Mobbing nennen. Weil Martin Luther die verheerende Wirkung des „Afterredens“ (das heißt des Klatsches) erkannt hat, hat er in seiner Auslegung des 8. Gebotes nachdrücklich davor gewarnt.

Freimütiges Reden bedeutet natürlich nicht, angestaute Emotionen (etwa angestauten Ärger oder angestauten Zorn) ungebremst aus sich herauszulassen. Solche Ausbrüche fördern nicht, sondern zerstören das Zusammenleben. Wer freimütig redet, redet behutsam. Er schlägt seinem Gegenüber seine Meinung (also das, was er denkt) nicht wie einen nassen Lappen um die Ohren, sondern hält sie ihm hin wie einen Mantel, in den er hineinschlüpfen kann. Dem anderen seine Meinung sagen, wirkt meist wie eine verletzend Zurechtweisung und wird von dem Zurechtgewiesenen mit trotziger Abwehr beantwortet. Wer dem anderen freimütig seine Meinung sagen will, kann das nur aus einer bejahenden Haltung heraus tun. Freimut darf nicht als Rücksichtslosigkeit missverstanden werden.

Schlaf

Der Schlaf ist ein großes Geschenk, für das wir Menschen gar nicht genug danken können. Im Schlaf tauchen wir ab in den Bereich des Unterbewussten, in dem sich unsere Seele von den Anstrengungen und Sorgen des Tages erholen kann. Ohne Schlaf können wir nicht überleben. Wie unser tägliches Brot brauchen wir auch unseren täglichen Schlaf. Jeder weiß, wie einem zumute ist, wenn man ein paar Nächte nicht schlafen konnte. Nach schlaflosen Nächten fühlt man sich wie zerschlagen, ein dumpfer Druck liegt auf einem und man ist zu keiner Initiative mehr fähig. Die meisten Menschen haben diese bedrückende Erfahrung gemacht und wissen darum, wie lebensnotwendig der Schlaf ist.

Das Einschlafen ist ein Akt des Vertrauens. Ruhig einschlafen kann nur, wer sich einer bewahrenden Macht anvertraut, die im Schlaf (das heißt im Zustand der Wehrlosigkeit) ihre schützende Hand über ihn hält. Wer in der Angst lebt, dass er im Schlaf überfallen und ausgeraubt werden könnte, kann nicht einschlafen.

Als Geschenk gehört der Schlaf in den Bereich des Unverfügbaren. Darum kann er auch mit dem Willen nicht herbeigezwungen werden. Je mehr einer einschlafen will, desto mehr vertreibt er den Schlaf. Wer vor der Abreise eine kurze Nacht vor sich hat und denkt: Jetzt musst du aber schnell einschlafen, braucht keinen Wecker zu stellen, der ihn aus dem Schlaf reißen müsste. Er wird stundenlang wach in seinem Bett liegen und nicht einschlafen können. Erfahrungen dieser Art hat wohl jeder schon gemacht.

Zum Einschlafen gehört das Loslassen. Wer seine Probleme nicht abgeben und seine Sorgen nicht loslassen kann, kommt nicht in den Schlaf. Er wälzt sich unruhig in seinem Bett hin und her und fängt an zu grübeln.

Und das kann die ganze Nacht dauern. Einem, der es als Geschenk empfindet, dass er gut geschlafen hat, sollte es nicht schwer fallen, Gott für den ruhigen und entspannenden Schlaf zu danken. Ein Ton des Dankes klingt mit, wenn der Psalmbeter sagt: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfst mir, dass ich sicher wohne“ (Psalm 4, 9).

Verbindlichkeit

In unserer Zeit gibt es eine weit verbreitete Scheu vor Verbindlichkeiten. Alles, was man angeht,

soll unverbindlich geschehen. In der Unverbindlichkeit aber kann Leben nicht gelingen. Das zeigt sich sowohl im Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft als auch im Verhältnis der Partner zueinander. In Kirchengemeinden ist oft die Klage zu hören, dass sich die Menschen nicht mehr binden wollen. Sie seien zwar bereit, unverbindlich mitzumachen, solange es ihnen Spass mache, aber eine dauerhafte Bindung lehnten sie ab. Es sei deshalb schwer, Menschen zu finden, die zur Übernahme eines längerfristigen Amtes (etwa das eines Kirchenvorstehers) bereit sind. Ohne verbindliche Mitarbeit - für ein bestimmtes Projekt oder ein längerfristiges Amt - aber kann keine Gemeinde überleben. Verbindlichkeit bedeutet nämlich Übernahme von Verantwortung und Bereitschaft, die übernommene Verantwortung gewissenhaft zu erfüllen.

Die Angst vor Verbindlichkeit rührt wohl daher, dass in der Verbindlichkeit eine Einengung der eigenen Möglichkeiten gesehen wird. Diese Sicht aber ist falsch. Nur in der Verbindlichkeit lassen sich die eigenen Möglichkeiten entfalten.

Besonders deutlich zeigt sich die Scheu vor der Verbindlichkeit in der Scheu vor der Ehe. Viele Paare leben heute unverheiratet zusammen. Nicht ein juristischer Vertrag, sondern die Freude aneinander soll sie zusammenhalten. Wenn ihnen das Zusammenleben keinen Spass mehr macht, wollen sie ohne Scheidungsakt auseinandergehen können. Die Unverbindlichkeit, die nach Freiheit aussieht, ist in Wirklichkeit nur Scheinfreiheit. Sie verhindert nämlich, dass eine Gemeinschaft wie die Ehe wachsen und reifen kann. Die verbindliche Beziehung zwischen Menschen engt nicht ein, sondern ist die Voraussetzung für inneres Weiterkommen. Es gibt wertvolle Erfahrungen, die sich nur in der Verbindlichkeit machen lassen. Aus bewältigten Konflikten gehen Ehepartner gestärkt hervor. In ihnen lernen sie sich besser kennen und gewinnen so größeres Verständnis füreinander. Geborgenheit kann es nur in der Verbindlichkeit geben. Solche Erfahrungen machen es notwendig, die Verbindlichkeit wieder als Wert zu erkennen.

Trauer

Die Fähigkeit zu trauern hat sehr nachgelassen. Früher trugen Angehörige nach dem Verlust eines lieben Menschen ein Jahr lang schwarze Kleidung und gaben dadurch zu erkennen, dass sie sich in Trauer befinden und der Schonung bedürfen, um den Verlust, der durch den Tod eingetreten ist, innerlich verarbeiten zu können.

Viele Menschen unserer Zeit gehen nach der Beerdigung eines Verwandten sehr schnell zur Tagesordnung über. Für Trauer bleibt in ihrem Leben kein Raum. Nun ist es aber kein Ausdruck von innerer Stärke, sondern von seelischer Verödung, wenn Menschen nicht mehr trauern.

Der Trost, dass der Verstorbene in Gottes Liebe geborgen ist, bewahrt vor Verzweiflung, nimmt aber die Trauer nicht ab und sollte sie auch nicht abnehmen. Schließlich ist Trauer ein Ausdruck der Liebe über den Tod hinaus. In der Trauer stellen wir Menschen uns dem Verlust, den der Tod des Heimgegangenen für uns bedeutet, und erinnern uns an alles, was wir mit ihm erlebt haben und was er uns geschenkt hat. Die Trauer bewahrt uns davor, dass der Verstorbene aus unserem Leben verdrängt wird. In ihr entdecken wir, was der andere wirklich für uns war. Durch den Trauerprozess wird unsere Beziehung zum Verstorbenen neu geordnet.

Er ist dann nicht einfach aus unserem Leben verschwunden, sondern wird unser innerer Gesprächspartner und Begleiter. Viele Trauernde fragen vor schweren Entscheidungen: Was würde mein Mann oder meine Frau dazu sagen? Solch eine Frage geht nicht einfach ins Leere, sondern richtet sich an den Partner, der in uns weiterlebt. Durch Fragen dieser Art bleibt der Verstorbene in unser Leben integriert, auch wenn wir nicht mehr direkt mit ihm sprechen können.

Wo der Trauerprozess unterbleibt, ist der Tote schnell aus unserem Leben ausgeschieden. Wo er verdrängt wird, wirkt er als Blockierung für die weitere Entfaltung des Lebens. Oft ist nicht gelebte Trauer die Ursache dafür, dass Menschen keinen Unternehmungsgeist mehr haben und sich nicht mehr richtig freuen können. Das Sprichwort „Ohne Trauer keine Freude“ kommt aus der Lebenserfahrung. Wie nötig der Trauerprozess ist, sagt uns das Apostelwort: „Weinet mit den Weinenden“ (Römer 12, 15).

Lebensfreude

Die Bibel verwehrt uns nicht, Freude am Leben zu haben, im Gegenteil, sie will uns zu wahrer Lebensfreude hinführen. Wieviel Lebensfreude wird durch das „Hohelied Salomos“ vermittelt! Auch viele Psalmen laden uns Menschen zur Freude an den Werken der Schöpfung ein. Es ist ganz im

Sinne des Schöpfers, wenn wir uns an der Vielgestaltigkeit seiner Schöpfung, an der Fülle ihrer Formen und Farben freuen. Das Erleben eines leuchtenden Sonnenuntergangs, das Stehen auf hohen Bergen, der Blick in die Weite des Meeres - solche Ereignisse wollen genossen sein. Wer sie nicht wahrnimmt, bringt sich um vieles. Gott lässt es jedenfalls an Freudenangeboten nicht fehlen. Der Psalmbeter sagt: „Vor dir ist Freude die Fülle“ (Psalm 16, 11). Lebensfreude lässt sich nicht erzwingen, sie kann sich nur von selbst (das heißt geschenkweise) einstellen. Erzwungene Freude ist verkrampfte Freude. Erfahrungen dieser Art haben die meisten schon gemacht.

Da haben sie zum Beispiel ein Fest mit großen Anstrengungen vorbereitet, sie haben an nichts gespart, weil es etwas Besonderes sein soll. Und dann kommt das Fest und sie sitzen alle mehr oder weniger unbeteiligt herum, Freude und Stimmung wollen einfach nicht aufkommen. Ein anderes Mal kommen sie rein zufällig zusammen, sie haben nichts vorbereitet und es entsteht ein so freudiges Miteinander, dass sie noch lange daran denken werden. Manager der Spaßgesellschaft tun so, als ob sie die Lebensfreude organisieren könnten. Was sie aber erreichen, ist nicht anhaltende Lebensfreude, sondern flüchtiges Vergnügen.

Sie treiben junge Menschen in eine Hektik des Vergnügens hinein, die jede Freude verhindert. Durch ihre überreizten Angebote machen sie diese völlig abhängig von ihren Bedürfnissen. Und wenn sie sie dahin gebracht haben, dass sie jedes Bedürfnis sofort befriedigen müssen, haben sie sie um jede Lebensfreude gebracht. Menschen nämlich, die dem Bedürfnisdruck erliegen, haben das dumpfe Gefühl, dass sie von außen gelebt werden, statt selber zu leben. Nur wer verzichten kann, wird die Freude am Leben behalten. Sofortige Bedürfnisbefriedigung führt früher oder später zu Langeweile und Überdruß.

Gerechtigkeit

Das Wort Gerechtigkeit hat sehr unterschiedliche Bedeutungen. Gerechtigkeit im Gericht ist etwas anderes als Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Gerecht ist ein Richter, der unparteiisch und ohne Ansehen der Person zwischen streitenden Menschen oder Gruppen vermittelt und jedem sein Recht zukommen lässt. Ohne solche ausgleichende Gerechtigkeit ist menschliches Zusammenleben nicht möglich. Gäbe es sie nicht, würden Mord und Totschlag herrschen und alles im emotionalen Chaos enden. Gerechtigkeit, wie sie der Richter auf Grund von Gesetzen ausübt, ist notwendig und realisierbar. Ganz anders ist es mit der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Diese ist auch mit größter Anstrengung nicht zu erreichen. Der Mensch mag sich noch so sehr bemühen, er wird es nicht dahin bringen, vor Gott gerecht dazustehen. Sehr nüchtern stellt der Apostel Paulus fest: „Da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer“ (Römer 3, 10). Nach seiner Sicht ist die Gerechtigkeit vor Gott ein Geschenk Gottes an die Menschen: „Sie werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist“ (Römer 3, 24).

Diese geschenkte Gerechtigkeit befreit sie von dem Zwang, sich selbst rechtfertigen zu müssen, und eröffnet ihnen die Möglichkeit, sich selbst und anderen gerecht werden zu können. Als solche, die von Gott gerecht gemacht sind, können sie auch mit ihren Mitmenschen gerecht umgehen. Insofern ist die Gerechtigkeit zwischen den Menschen zuletzt in der geschenkten Gerechtigkeit Gottes begründet. Wie wir uns nicht selbst gerecht machen können, können wir auch kein gerechtes Reich schaffen.

Alle Versuche, ein gerechtes Reich auf dieser Erde zu errichten, sind gescheitert und in Katastrophen geendet: So auch der Versuch Thomas Müntzers, durch den Aufstand der Bauern das Reich Gottes auf dieser Erde zu errichten. Wir können immer nur das gerechtere Reich oder den gerechteren Staat, aber niemals das absolut gerechte Reich verwirklichen. Das bleibt Gott vorbehalten.

Freundschaft

Die Sehnsucht nach Freundschaft ist groß. Es gibt kaum einen Menschen, der nicht wünscht, einen Freund oder eine Freundin zu haben. Warum ist das so? Weil Freunde Menschen sind, die einen so annehmen, wie man ist. Vor ihnen braucht man sich nicht zu verstecken. Die Maske, die man im normalen Alltag trägt, kann man vor ihnen ablegen, weil man nicht befürchten muss, dass sie einen fallen lassen, wenn sie unangenehme Eigenschaften bei einem entdecken. Sie stehen zu einem in allen Situationen des Lebens. In ihrer Nähe fühlt man sich wohl und gewinnt die Möglichkeit, innerlich weiterzukommen. Aber auch in äußeren Angelegenheiten helfen sie einem

weiter. Wie von Jesus Christus geht von einem Freund Bejahung aus.

Darum hat A. von Rievaulx (ein mittelalterlicher Theologe) gemeint, dass uns Menschen im Angesicht des Freundes das Antlitz Jesu Christi begegne. Nach seiner Sicht erfahren wir in der Freundlichkeit des Freundes zugleich die Freundlichkeit Gottes, der uns in Jesus Christus seine Freundlichkeit offenbart hat. Augustinus (einer der größten Theologen der Christenheit) hat das tief sinnige Wort geprägt: „Sine amico nihil amicum“ (Ohne Freund ist nichts freundlich). Dieses Wort will uns darauf hinweisen, dass wir nur an der Seite des Freundes Gott und die Welt in ihrer ganzen Schönheit und Tiefe erleben.

Im Alleinsein bleibt uns vieles verschlossen. Freundschaft kann man nicht machen. Sie ist niemals eigener Verdienst, sondern immer Geschenk. Darum kann sie auch nicht durch eigene Anstrengung errungen, sondern nur als Gabe empfangen werden. Darum kann man sich der Freundschaft auch nicht rühmen, sondern nur für sie danken. Das Geschenk der Freundschaft wird umsonst gegeben, aber es darf nicht umsonst (das heißt ohne Auswirkung) bleiben. Es stellt eine Herausforderung dar, sich des Geschenkes als würdig zu erweisen. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass wir Vorurteile, Egoismus und Hass abbauen, die nicht nur unser Leben, sondern auch die Freundschaft beeinträchtigen. Wie es keine billige Gnade geben darf, darf es auch keine billige Freundschaft geben.

Toleranz

Toleranz ist keine Haltung, in der einem alles egal ist. Wem alles gleichwertig ist, dem wird zuletzt alles gleichgültig. Auf der Basis der Gleichgültigkeit lässt sich keine Gemeinschaft aufbauen. Sie führt dazu, dass man unbeteiligt nebeneinander herlebt. Der wirklich Tolerante vertritt seinen Standpunkt klar und deutlich, ist aber bereit, den anderen in seiner Andersartigkeit zu ertragen. Er begegnet dem Mitmenschen, der eine andere Glaubensüberzeugung vertritt als er selbst, mit Respekt und nimmt ihm nicht durch Vorurteile die Menschenwürde, wie das leider oft geschieht. Um den anderen besser zu verstehen, zeigt er Interesse an dessen Glaubensinhalt. Im Gegensatz zum engstirnigen Fanatiker, der den Andersdenkenden herabwürdigt und verächtlich auf ihn herabsieht, achtet der Tolerante den anderen mit seiner Meinung. Toleranz ist ein Ausdruck wahrer Menschlichkeit.

Sie hat sich im Klima der christlichen Aufklärung (zum Beispiel bei dem Dichter Gotthold Ephraim Lessing) entwickelt und ist als Tugend der Mitmenschlichkeit in der pluralistischen Gesellschaft zu einer unverzichtbaren Grundlage des Zusammenlebens geworden. Ohne Toleranz könnte unsere heutige Gesellschaft, in die viele Muslime eingewandert sind, nicht überleben. Toleranz erstrebt nicht Anpassung aneinander, sondern Respekt voreinander.

Den Anstoß zur Toleranz hat Jesus selbst gegeben. Im Gegensatz zu den Rigoristen, die am liebsten alle Andersdenkenden aus der Gemeinschaft ausgestoßen hätten, hat sich Jesus ihnen gegenüber tolerant verhalten. Als Vorbild für sein Verhalten verweist er auf Gott, von dem es heißt: Er „lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Matthäus 5, 45). So weitherzig wie Gott mit den Menschen in aller Welt sollen wir mit den Menschen in unserem Umkreis umgehen. Die Andersdenkenden zu beurteilen oder gar zu verurteilen steht uns in der Nachfolge Jesu nicht zu. Natürlich werden wir nicht die Weitherzigkeit Gottes erreichen, aber wir sollen uns bemühen, so weitherzig wie möglich zu sein.

Dankbarkeit

Wie reich könnte unser Leben sein, wenn wir nicht alles so selbstverständlich nähmen, sondern mit Dankbarkeit empfangen! Viele unserer Mitmenschen nehmen es für ganz selbstverständlich, dass sie genug zu essen und zu trinken haben. Ihnen kommt gar nicht in den Sinn, dafür zu danken. Und dabei könnte sie schon ein bisschen Nachdenken dahin bringen, dass das keineswegs selbstverständlich ist. Immerhin müssen mehr als die Hälfte der Menschen darunter leiden, dass sie nicht genug Wasser und nicht genug Nahrung haben. Das Denken ist der Schlüssel zum Danken. Die Menschen bräuchten diesen Schlüssel nur anzuwenden, dann würde sich ihnen die Tür zum Danken weit auftun. Ein weiterer Grund für den Verlust des Dankens besteht darin, dass nicht wenige Menschen dem Leben mit unersättlichen Ansprüchen gegenüberstehen. In ihrer Unersättlichkeit sehen sie nur, was sie nicht haben. Das viele, das sie haben, kommt ihnen gar nicht in den Blick. Durch ihre Blindheit für das ihnen Gegebene leben sie

ständig in dem Gefühl, etwas entbehren zu müssen und Mangel zu leiden. So kann es passieren - und es passiert, dass Menschen, die im Überfluss leben, in allem Ernst behaupten am Rand des Existenzminimums zu stehen. Nur das wird uns Menschen zu eigen, was wir in Dankbarkeit annehmen. Das Selbstverständliche und Nichtbeachtete liegt wie totes Gut in unserem Leben. Das erklärt die merkwürdige Tatsache, dass Dankbare mit wenigem zufrieden, Undankbare mit vielem unzufrieden sein können. Die Dankbarkeit hängt nicht von der Größe unseres Besitzes ab, sondern von der Haltung, mit der wir diesen Besitz annehmen.

Menschen früherer Generationen, die im Durchschnitt viel weniger hatten als wir heutigen, waren im allgemeinen viel zufriedener als die Wohlstandsbürger der Gegenwart. Nicht nur im Umgang mit Sachen ist die Dankbarkeit wichtig, auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen spielt sie eine große Rolle. Ein Mensch, für den ich dankbar bin, bedeutet mir viel mehr als einer, dem ich mit Gleichgültigkeit begegne. Erst Dankbarkeit öffnet uns den Blick für die uns gegebenen Güter und Menschen. In diesem Sinn sagt der Apostel Paulus: „Seid dankbar in allen Dingen“ (1. Thessalonicher 5,18).

Treue

Treue gilt vielen Menschen unserer Tage nichts mehr. Ganz unbekümmert spotten sie über dieses Wort. Sie halten einen, der sein ganzes Leben lang treu zu seinem Partner steht, für einen Langweiler, der es nicht versteht, die vielfachen Möglichkeiten des Lebens zu genießen. Treue ist für sie ein Zeichen mangelnder Vitalität (das heißt Lebenskraft und Lebensfreude). Weil sie sich selbst nicht zutrauen, treu sein zu können, zweifeln sie auch an der Treuefähigkeit der anderen. Doch so sehr sie auch den Wert der Treue in Frage stellen, so sehr sehnen sie sich nach Menschen, die treu zu ihnen stehen.

Treue bedeutet, einen Menschen zu bejahen, ihn durch alle Lebenssituationen zu begleiten und auch dann bei ihm zu bleiben, wenn sich Abgründe auftun. Sie ist die Voraussetzung für Wandlung und Reifung. Wenn Ehepartner in Konflikten treu zusammenstehen, bewältigen sie diese und gehen aus ihnen gestärkt hervor. Wenn sie sich dagegen allein lassen, verhärten die Konflikte und führen zur Trennung. Nur in Treue gibt es Wandlungs- und Reifungsprozesse. Nur in Treue gehalten kann der Mensch an seine Abgründe herantreten und erkennen, wer er ist. Der Grund der Treue liegt nicht in uns selbst. Wir sind zu ungefestigt und zu schwach, um in jeder Situation treu sein zu können.

Schon durch kleine Enttäuschungen kann unsere Treue ins Wanken geraten. Unsere Treue ist letztlich in der Treue Gottes begründet.

Weil Gott treu zu uns steht, können wir auch treu zu anderen sein. Im zweiten Brief an Timotheus heißt es: „Sind wir untreu, so bleibt er doch treu; denn er kann sich nicht selbst verleugnen“ (2. Timotheus 2, 13). An vielen Stellen der Bibel wird uns die Treue Gottes zugesprochen. So sagt Moses zu seinem Volk: Dein Gott ist „der treue Gott, der den Bund und die Barmherzigkeit bis ins tausendste Glied hält bei denen, die ihn lieben und seine Gebote halten“. Und der Apostel Paulus versichert uns: „Gott ist treu, durch den ihr berufen seid“ (1. Korinther 1, 9). Die Treue ist die Grundlage jedes gesunden Gemeinwesens. Darum ist es wichtig, dass sie wieder allgemeine Wertschätzung erfährt.

Schweigen

Es gibt viele Menschen, die nicht schweigen und nichts für sich behalten können. Wenn sie etwas hören, müssen sie es sofort weitererzählen. Und sie tun das so, dass sie das Gehörte aufbauschen und ins Sensationelle steigern, um sich dadurch interessant zu machen. Der Inhalt des von ihnen Erzählten besteht meist in der Herabwürdigung anderer. Sie haben Freude daran, andere niederzudrücken, um sich dadurch über sie erheben zu können. Mit dem Herfallen über Andere versuchen sie ihre innere Unsicherheit zu überwinden und ihrem schwachen Selbstwertgefühl aufzuhelfen. Menschen dieser Art sind anstrengend. Sie kommen über oberflächliches Geschwätz nicht hinaus und in ihrer inneren Entwicklung nicht weiter, weil sie an ihrer eigenen Mitte vorbeileben. Ihr unstillbares Redebedürfnis ist eine Art von Ablenkung.

Sie können nicht still sein, weil sie Angst haben, in der Stille sich selbst begegnen zu müssen. Ihnen versucht man nach Möglichkeit zu entgehen, weil man ihnen nichts anvertrauen kann. Verschwiegenheit ist die Voraussetzung für die Seelsorge. Menschen, die schweigen können,

werden gesucht. Ihnen kann man alles erzählen, was einen ängstigt und belastet, ohne Gefahr zu laufen, dass es ausgeplappert wird, und ohne Furcht, dass man deswegen verurteilt und verachtet wird. In der Nähe solcher Menschen lebt man auf. Ohne Schweigen gibt es kein inneres Weiterkommen, denn nur im Stillen kommen wir zu uns selbst. Wenn das Wasser aufgewühlt ist, bleibt unser Blick an der Oberfläche hängen, nur im stillen Wasser sehen wir bis auf den Grund. Eine seelische Weiterentwicklung gibt es nur, wenn wir uns bis in unsere Abgründe hinein annehmen. Und ohne Schweigen gibt es keine Begegnung mit Gott. Gott steht in Jesus Christus vor unserer Lebenstür. Er fällt nicht mit der Tür ins Haus, sondern klopft an. Nur wenn es innen still ist, können wir sein Anklopfen hören und ihn einlassen. Solange unser Inneres von Lärm erfüllt ist, können wir sein Klopfen nicht hören und er bleibt ungehört draußen stehn. Der andauernde Lärm im Inneren ist der Grund dafür, dass so viele unserer Zeitgenossen nichts von Gott wahrnehmen.

Begeisterung

Das unumstrittene Wort Begeisterung suchen wir in der Bibel vergeblich, und doch gehört es in die biblische Erlebniswelt hinein. Begeisterung kommt nämlich zuletzt vom Heiligen Geist her. Nur wer sich an der Schöpfung begeistern kann, kann sie wirklich erleben. Die Schöpfung bietet unendlich viel, was Menschen begeistern kann: zum Beispiel einen Sonnenuntergang am Meer in strahlendem Abendrot oder einen markanten Berg, der die Landschaft überragt. Wer sich am Kleinen und Unscheinbaren begeistern kann, für den tut sich in einem Stein oder in einem Grashalm eine ganze Welt auf. Der Begeisterte kann auch andere begeistern, indem er sie darauf aufmerksam macht, wie wunderbar die Welt in ihren vielseitigen Erscheinungen ist.

Begeisterung steckt an. Von begeisterten Menschen geht etwas Anregendes und Belebendes aus. Leider gibt es viele Menschen, die sich für nichts mehr begeistern können. Sie können bis ans Ende der Welt reisen und haben am Ende doch nichts erlebt. Weil sie innen leer sind, brauchen sie immer mehr Eindrücke von außen - und dabei geht es nach der fatalen Weise: Je mehr sie auf sich einstürmen lassen, desto weniger erleben sie. Weil sie innen kein Leben haben, suchen sie das Leben draußen. Dabei steht ihr unersättlicher Erlebnishunger in krassem Widerspruch zu ihrer Erlebnisarmut. Weil sie nichts in sich aufnehmen, werden sie nicht satt. Die Begeisterung hat ihren Ursprung in Gott und ist auf Gott ausgerichtet. Wer sich begeistern kann, stößt überall auf die Fährte Gottes.

Er begegnet Gott in allem, was er erlebt: in der Landschaft, die ihn fasziniert, ebenso wie im Menschen, dem er sich zuwendet, im Wort, das ihn anspricht, ebenso wie im Kunstwerk, das er bewundert. Erst in der Begeisterung erlebt man die Schöpfung in ihrer ganzen Tiefe und Schönheit, weil sie zu einem Hinweis auf Gott wird. Insofern ist die Begeisterung ein Weg, der zu Gott führt.

Es ist sicher der Wille Gottes, dass wir uns an seinen Werken erfreuen und sich von ihnen begeistern lassen. Der Dichter Angelus Silesius sagt: „Die Schöpfung ist ein Buch. Wer darin lesen kann, dem wird darin gar fein der Schöpfer kundgetan.“

Wachsamkeit

Wir sind im Leben von bösen Mächten umwittert. Darauf weist der Apostel Petrus hin, wenn er uns Menschen ermahnt: -Seid nüchtern und wacht; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge" (1. Petrus 5, 8). Sehr häufig begegnet uns im Neuen Testament die Aufforderung: -Wacht!" Diese weist uns auf die Gefahr hin, die unser Leben von allen Seiten bedroht. Wenn wir nicht wachsam sind, dann strömen böse, zerstörerische Gedanken in uns ein, die sich in unserem Inneren festsetzen und von daher unser Leben bestimmen. Viele erschrecken, wenn sie entdecken, dass ihre Handlungen nicht von ihren bewussten Vorsätzen, die das Gute wollen, sondern von ihren unbewussten Gefühlen, die das Böse wollen, gesteuert werden, wie der Apostel Paulus sagt: -Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich" (Römer 7, 19). Sorgsam müssen wir auch darauf achten, dass uns der Herr des Lebens wach findet, wenn er kommt. Und das kann in jedem Augenblick geschehen. Der Herr kommt nicht erst am Ende der Zeit, das noch fern scheint, sondern am Ende unseres Lebens, das jeder Zeit eintreten kann. Tod bedeutet für uns, dass die Zeit für uns vollendet ist und dass die Ewigkeit für uns anbricht. Darum gehört es zur Wachsamkeit, dass wir den Gedanken an unseren Tod nicht aus unserem Leben verdrängen. Die

Gefahr dieser Verdrängung ist groß. Sehr leicht verfallen wir der Illusion, als gehe das Leben immer so weiter und als brauchten wir uns um das Ende nicht zu kümmern. Nicht umsonst bittet der Psalmbeter: -Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden" (Psalm 90, 12). Sein Gebet ist auch ein Ruf zur Wachsamkeit. Wir sollen für uns selbst wachsam sein und anderen zur Wachsamkeit verhelfen.

Nüchternheit

Bei manchen Untersuchungen wird verlangt, dass wir nüchtern beim Arzt erscheinen. Nüchtern sein bedeutet in diesem Zusammenhang -nicht gegessen und getrunken haben". Doch Nüchternheit ist nicht nur bei manchen medizinischen Untersuchungen wichtig, sondern sie spielt auch für die Entfaltung des geistlichen Lebens eine wichtige Rolle. Darum ermahnt der Apostel Paulus die Gemeindeglieder in Thessalonich: -Lasst uns wachen und nüchtern sein" (1. Thessalonicher 5, 6). Das Gegenteil von Nüchternheit ist Betrunkenheit. Im Zustand der Betrunkenheit ist die Beziehung zum Schöpfer gestört und wird die Schöpfung nur noch schemenhaft wahrgenommen. Wer betrunken betet, bringt allenfalls noch egoistische Wünsche vor Gott, hört aber nicht auf den Willen des Herrn. Der nüchterne Beter fragt zuerst: Was will Gott von mir, um ihm dann zu sagen, was er von Gott will.

Dem nüchternen Glauben steht der schwärmerische gegenüber. Der schwärmerische Glaube ist fast ausschließlich von Emotionen bestimmt. Er entsteht in emotionaler Hochstimmung und fühlt sich im Moment des Entstehens sehr bewegend und mitreißend an. Sein Mangel besteht darin, dass er die Alltagssituationen überspringt und hinter sich lässt. Er hat den Nachteil, dass er sehr flüchtig ist. Wenn die Emotionen vorbei sind und der Alltag zurückkehrt, ist auch der Glaube vorbei. Der nüchterne Glaube wird im Alltag gelebt. Er bewährt sich in Nächstenliebe, in Hilfe für Schwache, Kranke und Gefallene und in seiner hohen Form auch in Feindesliebe. Gegründet ist er auf den gehorsamen Umgang mit dem Wort Gottes.

Zwar ist auch er von Emotionen begleitet, aber diese sind Nebenwirkungen, nicht der tragende Grund. Bei der seelsorgerlichen Begleitung Hilfesuchender wahrt der nüchterne Glaube die nötige Distanz. Zwar fühlt er mit dem anderen mit, aber er lässt sich von dem Mitgefühl nicht überwältigen. Wer vor Mitleid zerfließt, kann dem anderen keinen Ausweg aus seiner notvollen Lage zeigen. Gerade in seelsorgerlichen Notlagen ist Nüchternheit die Voraussetzung wirksamer Hilfe. Was in der Nachfolge Jesu erwartet wird, ist nüchterner Glaube.

This document was created with Win2PDF available at <http://www.daneprairie.com>.
The unregistered version of Win2PDF is for evaluation or non-commercial use only.